

Im  
Reich  
des  
OYBIN

Johannes Sattler



## Berg Oybin

Hinter dem Namen Oybin verbirgt sich ein mehr als einhundert Meter hohes, eher rundlich als kantig wirkendes, von Spalten und Absätzen durchzogenes Sandsteinmassiv. Seinen bewaldeten Gipfel krönt eine der schönsten und imposantesten Burgruinen Deutschlands. Der Fels ist Blickfang in einem Talkessel, der von einem Kranz durchweg höherer Berge umgeben ist. Nur ein enges Tal verbindet das gleichnamige Dorf zu seinen Füßen mit dem Gebirgsvorland und der Stadt Zittau.

Der Mensch näherte sich dem Oybin vermutlich mit der Erkenntnis, hier einen Berg vor sich zu haben, den man wegen seines einzigen und im Mittelalter leicht zu verteidigenden Zuganges befestigen konnte. Auf die erste Behausung mit einer noch primitiven Wehranlage verweisen in den Archiven aber lediglich vereinzelte Dokumente aus dem 13. Jahrhundert. Von der nachfolgenden kleineren Burg dagegen haben auch Mauern die Zeit überdauert. Die größten und bedeutendsten Gebäude entstanden dann im 14. Jahrhundert, als der Oybin zu Böhmen gehörte. Der böhmische Adlige und spätere Marschall Heinrich von Leipa ließ 1310 für die Sicherung der Handelswege die strategisch wichtige Leipaburg in der heute noch erkennbaren Ausdehnung errichten. Nach mehrmaligem Eigentümerwechsel ging sie im Jahre 1346 in den Besitz von Kaiser Karl IV. über. Für die Festigung seiner Macht wurden die Leipaburg ausgebaut und ihre Verwaltung 1364 der Stadt Zittau übertragen, die im gleichen Jahr das sogenannte Kaiserhaus errichten musste. Karl IV. holte Cölestinermönche nach dem Oybin und stiftete dem Orden eine Kirche. Diese Klosterkirche, eine einschiffige Hallenkirche, an der auch Steinmetze aus der Prager Dombauhütte des Peter Parler gearbeitet haben sollen, wurde ein Meisterwerk der gotischen Baukunst. Nach der Reformation verlor das Kloster jedoch an Einfluss und Bedeutung. Der letzte Mönch verließ 1559 den Oybin. Ein durch Blitzschlag ausgelöster mehrtägiger Brand wütete 1577 in den Gemäuern. Ein Felssturz zerstörte 1681 den Bergfried und weitere Gebäude. Es blieben nur Ruinen übrig, für die sich vorerst niemand interessierte. Das änderte sich dann, als sich in der Epoche der Romantik Maler wie Carl Gustav Carus, Caspar David Friedrich oder Johann Alexander Thiele – ihre Werke sind heute in internationalen Museen ausgestellt – von den Ruinen magisch angezogen fühlten. Im Schlepptau hatten sie Wanderer und Ausflügler in stetig steigender Zahl. Auch die Könige des sächsischen Königshauses, die sommers wie winters regelmäßig mit ihren Familien in Oybin weilten, erstiegen mehrmals den Berg.

links: Blick vom Pferleberg auf den Oybin



# Sandstein und Phonolith

Das Zittauer Gebirge besteht überwiegend aus kreidezeitlichem Sandstein, der im Tertiär an verschiedenen Stellen von glühendem Magma durchbrochen wurde. Es war überwiegend der Phonolith, auch Klingstein genannt, aus dem die Kuppen der höchsten Berge des Zittauer Gebirges wie Lausche, Hochwald und Jonsberg gebildet wurden. Sandstein und Phonolith – sie sind in verschiedenen Erdepochen entstanden und wurden in Jahrmillionen zu gegensätzlichen Landschaftselementen geformt. Bereits eine Halbtagswanderung kann uns im Zittauer Gebirge, dem Gebirge der kurzen Wege, zu den unterschiedlichsten Zeugnissen der Erdgeschichte führen.

Der rötliche Kelchstein ist sicherlich der bekannteste Fels des Gebirges. Er ist auch eines der gefragtesten Motive für Familienfotos: Eine Landstraße führt direkt an ihm vorbei. Die Felsen im Hintergrund werden vom motorisierten Besucher sehr oft nicht mehr wahrgenommen. Sie gehören zusammen mit dem Kelchstein und dem benachbarten Kelchsteinwächter zu den Rosensteinen, deren namensgebende rote Sandsteinschicht sich immer mehr verliert, je weiter man sich vom Kelchstein entfernt. Neben dem Grau bauchiger Felswände leuchten dafür die gelblichen Farbtöne des Sandes und das Grün der Moose und Farne auf. Sandsteinbänke, in deren Bewuchs noch nie durch Menschenhand eingegriffen wurde, wechseln sich mit vereinzelt Felstürmen ab. Eine breite feuchte Schlucht durchzieht die Rosensteine, die früher Nasse Grabensteine hießen, bevor das Gebiet durch Brunnenbohrungen trockener wurde. Die kleine und doch schöne Felsenstadt ist natürlich nicht mit den großen und berühmten Sandsteinstädten Böhmens zu vergleichen. Sie weist jedoch bei näherem Hinschauen die gleichen charakteristischen Merkmale auf.

Auf dem Weg zum Hochwald, dem zweithöchsten Berg, erreicht man am ehemaligen Johannisbrunnen auf der Ostseite des Berges den Quellhorizont und damit die Grenze von Sandstein zu Phonolith. Der Boden ist jetzt mit grauen Gesteinsblöcken bedeckt, die auf der Südseite ein kleines Blockmeer bilden. Ein Buchenwald löst die Fichtenbestände ab. Von hier aus ist es nicht mehr weit bis zum Sattel zwischen den Hochwald-Gipfeln, wo sich Turm und Baude als Aussichtspunkte gegenüberstehen. Sie sind auch dann lohnendes Ziel, wenn dichter Nebel die Dörfer in den Tälern verhüllt. Hin und wieder lösen die ersten Sonnenstrahlen in Höhe des Buchenwaldes das trübe Grau ab. Dann erlebt der Wanderer einen der Tage, da sich die Landschaft in ein Wolkenmeer verwandelt und die benachbarten Berge zu Inseln werden.

Ungewohnter Blick auf den Jubiläumsturm



Eine Sandsteinbank mit typischer Vegetation

rechts: In den Rosensteinen





links: Eine überhängende  
Felswand in den Rosensteinen

Dem Heidekraut genügt  
ein erdiger Felspalt.

Licht und Schatten  
in den Rosensteinen

